

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 39

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

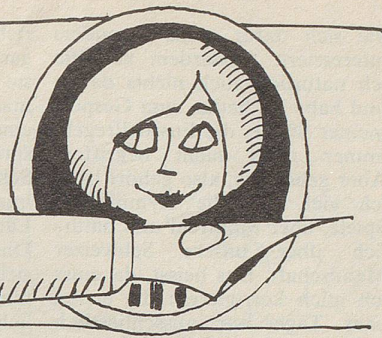
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Das Interview

Sind Sie schon einmal interviewt worden? Nicht? Ich möchte Ihnen meine diesbezügliche Erfahrung nicht vorenthalten ... Vor einiger Zeit klingelte eines Morgens das Telefon bei mir. Das ist an sich noch nichts Aussergewöhnliches; ich nahm deshalb den Hörer auch ohne zu zögern ab. Eine Frauenstimme meldete sich, gab gleichzeitig den Titel meines Frauenblättlis an. Zuerst glaubte ich, es handle sich um irgendeine Umfrage oder um eine Werbeaktion für Neuabonnentinnen. Weit gefehlt? Die Dame am anderen Ende des Drahtes sagte, sie würde gerne ein Interview mit mir machen, ich hätte ihnen (dem Blättli) doch vor zwei – in Zahlen 2 – Jahren einmal geschrieben, ob ich mich noch erinnern könne?! Natürlich konnte ich, zumal ich auf jenen Leserbrief nie eine Antwort erhalten und somit geglaubt hatte, er sei im Papierkorb gelandet. Dass man nun – nach so langer Zeit – deswegen ein Interview mit mir machen wollte – diese Ehre schien mir doch etwas unverdient! Oder um es anders zu sagen, ich war dermassen überrumpelt von dieser Anfrage, dass es mir nicht gelang, innert nützlicher Frist, d. h. noch während des Anrufs, abzusagen ... Bevor ich richtig realisiert hatte, was da alles auf mich zukam, hatte die freundliche Dame bereits aufgelegt.

Am anderen Tag wollte sie mich nochmals wegen des Termins anrufen, nach Rücksprache mit der Fotografin. Bei diesem Wort hätte eigentlich meine Alarmglocke läuten sollen, aber ich sass nur wie betäubt da und konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Allmählich kehrten sie jedoch zurück – die Gedanken, aber in ganz ungeordneter Form! Musste ich – nach mehr als zweijähriger «Abstinenz» – zum Coiffeur, um einigermaßen fotografierbar zu sein? Wo hatte ich jetzt kürzlich besondere Staubspuren entdeckt? Ich zähle zu den Hausfrauen, deren besonderes Merkmal es ist, möglichst viele Dinge – vorab unangenehme – nicht zu tun.

Diese Unterlassungssünden (Fensterputzen, Türen von Fingerabdrücken befreien etc.) standen plötzlich wie Gespenster vor mir – für gewöhnlich plagten sie mich kaum ... Ausserdem wollte ich ja noch eine Woche verreisen!

Ueber Mittag fand mein Mann eine ziemlich verstört wirkende Gattin vor, doch er tröstete mich und gab den nützlichen Rat, eine Dringlichkeitsliste zu erstellen. Gesagt, getan: da hiess es etwa: «Spinnhupeln herunterholen, Küchentepich waschen etc. etc.» Hier muss ich einschieben, dass das Interview für eine beliebte Rubrik dieses Heftes war, wo vorwiegend besondere, vor allem auch fleissige Hausfrauen vorgestellt werden. Ich zähle mich weder zu den einen noch zu den anderen. Das hatte ich der Journalistin auch zu sagen versucht, sie

hatte jedoch erwidert, dass dies alle Hausfrauen meinen. Nun, der erste Tag mit diesem verhängnisvollen Anruf neigte sich zu Ende, mit Hilfe einer Tablette (ich brauche normalerweise nie etwas) schlief ich herrlich und erwachte am nächsten Morgen frisch gestärkt, und siehe da, auch mein Kampfgeist im Sinne «denen will ich's zeigen» erwachte ... An diesem Tag wurde ein Termin vereinbart – Montagmittag nach meiner Abwesenheit – ich hatte also ganze zwei Tage vor der Abreise Zeit, Versäumtes nachzuholen. Sie können sich vorstellen, wie intensiv ich meinen Hausfrauenpflichten oblag! Auch einen Kuchen wollte ich noch backen, der möglichst ohne Schimmelpilz eine Woche überstehen sollte ... Meine fieberhafte Tätigkeit beschränkte sich aber

nicht nur auf die Wohnung, auch die beiden Balkone mussten in Ordnung gebracht werden ...

Zwischen all meinem geschäftigen Treiben schalt ich mich ein gestörtes Huhn und begann schliesslich, diese und jene als dringlich erachtete Arbeit von meiner Liste zu streichen. Auch der Programmpunkt Coiffeur fiel dieser Massnahme zum Opfer, sollten die Leserinnen dann nur sehen, dass ich kein geschlecktes Frauenzimmer bin ...

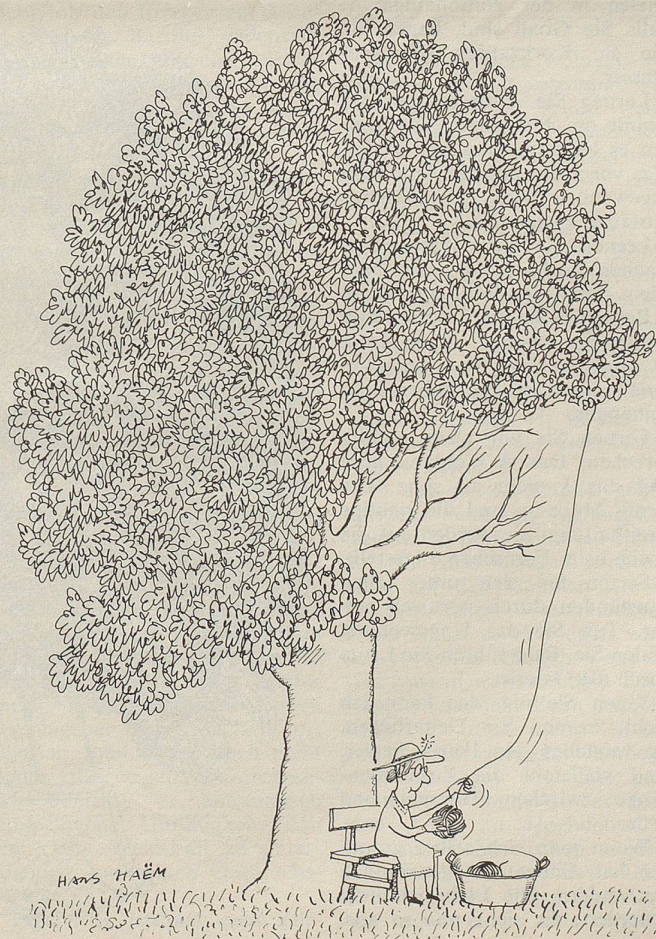
Am Montagmorgen nach meiner Rückkehr hatte ich so Lampenfieber, dass ich mich ins Pfefferland verwünschte und das WC mehr als normal aufsuchte ... Bis schliesslich ein vernünftiger Gedanke in meinem Hirn aufblitzte, der – fein ausgedrückt – etwa so lautete: «Oh, rutscht mir doch den Buckel runter!» Das half. Schliesslich klingelte es, Journalistin und Fotografin trafen ein, sahen sich um, fanden dies und jenes bemerkenswert und stellten Fragen. Nach einer guten Stunde verschwanden die beiden Damen wieder mit dem Versprechen, mir einige Belegexemplare und die Fotos zu senden. Nun begann das Warten auf das Erscheinen des Interviews. Ohne Vorwarnung – als ich mein Frauenblättli durchsah – prangte eines Tages mein Bild darin. Gespannt las ich den Artikel durch. Nicht alles, was ich gesagt hatte, war richtig verstanden worden, aber im grossen und ganzen war ich zufrieden mit der Reportage. Allerdings getraute ich mich an diesem Tag kaum aus dem Haus, aus Angst vor allfälligen Reaktionen. Zum Glück fielen diese jedoch gut aus, sogar mein veröffentlichtes Kuchenrezept wurde mehr als einmal ausprobiert und fand Anklang ...

Falls Sie, liebe Nebileserinnen, es geahnt haben, ich kann es nur bestätigen: «Musterhausfrau» werden ist nicht leicht ...

Lisbeth

Des Schweizers Schweizer

Die olympischen Spiele sind vorbei. Gesehen habe ich davon nicht viel, weil ich zu der scheinbar verschwindend kleinen Gruppe von Menschen gehöre,



die sich dafür nicht besonders interessiert. Ausserdem verstehe ich natürlich auch nichts davon und habe bis heute, zum Gespött meiner Söhne, die Fussballregeln immer noch nicht begriffen. Aber gehört, ja, also gehört habe ich viel über die olympischen Spiele, über Montreal und natürlich über unsere Schweizer Mannschaft. Das heisst, da muss ich mich korrigieren: die ersten paar Tage war ausschliesslich von «den Schweizern» die Rede. «Die Schweizer» schienen auf der ganzen Linie zu versagen, erreichten kaum ein Halbfinal, ganz zu schweigen vom Final. Meine Umgebung spuckte Gift und Galle. «Die Schweizer» waren totale Versager, es wurde ihnen empfohlen, doch lieber mit der Viking-Sonde auf den Mars zu fliegen, anstatt sich an olympischen Spielen zu blamieren. Ich war nahe daran, mir Asche aufs Haupt zu streuen und mich in den hintersten Winkel der Wohnung zurückzuziehen, so deprimierend waren die Berichte.

Aber dann, irgendwann zwischen dem 4. und 9. Tag, so genau weiss ich Banause das natürlich nicht mehr, wendete sich das Blatt. Im Judo, einer Sportart, bei der es mir so vorkommt, als wären die Kämpfer ständig damit beschäftigt, ihr merkwürdiges, unpraktisches «Chutteli» zu

richten, erkämpfte sich ein junger Schweizer – also jung sind sie alle, mit 26 Jahren gehört man da bereits zu den Senioren – eine Bronzemedaille. Männlich sprach nun von «unseren Schweizern», die doch «gällez, immerhin simmer es chlieses Ländli», Bronze errungen hatten. Die geknickten Häupter hoben sich, die Sportbegeisterten strafften ihre Schultern, die Ehre der Schweiz war gerettet.

Als dann die Reitermannschaft noch Silber und am Schluss die Christine Stückelberger («immer diese verflixten Weiber», maulte unser Zweitältester) sogar Gold heimbrachte, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Jetzt sprachen sie nicht mehr von «den Schweizern», auch nicht von «unseren Schweizern», nein, jetzt war die totale Identifikation möglich: «Wir Schweizer» hatten Silber und Gold gewonnen!

Und da gibt es immer noch unverbesserliche Leute, die keinen guten Faden an den olympischen Spielen, der grandiosen olympischen Idee und dem völkerverbindenden Sport lassen.

NB

Tun Sie, wovor Sie sich fürchten

Wenn Sie Angst haben vor dem Wasser, lernen Sie schwimmen. Sie werden bald Wasserball spielen in der Nationalliga A. Falls Sie Goalie sind, liegen Sie wie ein Korkzapfen auf dem Wasser.

Lernen Sie Auto fahren, das nimmt die Platzangst. Sie bringen es bis zum Joga am Steuer. Was vor allem auf der Autobahn angewendet wird. Tranceartige Zustände entspannen.

Lernen Sie sich durchsetzen, machen Sie Judo. Sie gehen bald allein durch den Wald spazieren.

Besuchen Sie die Cinemas und lachen Sie, wenn es Ihnen drum ist und weinen Sie, wenn es Ihnen drum ist. Sie haben bald Anhänger.

Lernen Sie vor allem richtig sprechen. Das A nicht zu hohl und das J nicht zu spitz. Ein wenig Make-up und die richtige Kopfhaltung. Sie werden auf die Probe beim Fernsehen angestellt.

Setzen Sie sich unter allen Umständen durch vor sich selber. Tun Sie das Ungewohnte. Malen Sie. Bald führen Sie Leute durch die Galerie.

Sagen Sie nie, das kann ich nicht. Lernen Sie Deltafliegen. Sie verstehen den Ikarus besser. Und vielleicht die Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde.

Wenn man sich selber gefunden hat, findet man gewöhnlich den andern. Die Liebe ist nicht rationiert. Es sieht nur so aus.

Sie war schon immer eine Mangelware. Ob das aber nicht zu ernst ist?, liebes Bethli? Wir müssen doch irgendwie aus dem Wohlstandschaos heraus, nicht wahr? Warum nicht mit ihren eigenen Mitteln? Angelica Arb

Die Sex-Bestimmung

Wir waren noch jung und verliebt und verheiratet und alles war bestens. Und natürlich wünschten wir uns Kinder. Einen Bueb fürs Mami und ein Meiteli für den Papi. 14 Monate nach der Hochzeit war der Bueb fürs Mami da. Und weitere 14 Monate später war wieder ein Bueb fürs Mami angekommen, und knappe 18 Monate später war schon wieder ein Bueb fürs Mami erschienen. Der Papi ging leer aus. Dies nur zur Orientierung. Unser ländliches Spital hiess damals Krankenhaus, war noch nicht um- und angebaut und besass auf der Geburtsabteilung nur ein Einzelzimmer, das von mir rege benutzt wurde.

In diesem Zimmer gab es ein Lavabo. Beim Bueb Nr. 1 war das Lavabo verstopft. Ein freundlicher junger Mann im blauen Uebergwändli kam eines Mor-

gens, begrüßte mich und wollte in der Krankenschwestersprache wissen, wie es uns gehe und was wir denn bekommen hätten? Wir hätten einen Bueb, antwortete ich stolz. «Meiteli sind netter», meinte er, flichte das Lavabo und ging. Beim Bueb Nr. 2 tropfte der Wasserhahn. Der freundliche junge Mann kam vorbei, nickte mir zu und wollte wissen, ob wir schon wieder da seien und was wir denn diesmal bekommen hätten. «Wieder ein Männlein», sagte ich, schon weniger stolz. «Ich weiss gar nicht, was diese Frauen haben, immer wollen sie nur Buben», sagte der Meitelinarr, verabschiedete sich und ging. Beim Bueb Nr. 3 war doch tatsächlich wieder das Lavabo verstopft, und der immer noch freundliche junge Mann kam wieder in mein Zimmer. «Ja nei», sagte er, ehrlich entsetzt, «aber nicht schon wieder?» «Doch», meinte ich kläglich, «und schon wieder ein Bueb.» «Meini nid vill Phantasie», sagte er trocken, kam zu mir und erklärte mir ganz haargenau, wie wir es anstellen müssten, damit es nächstesmal ein Meiteli gäbe.

Kürzlich war ich im selben Spital, in dem ich vor zehn Jahren den dritten Bub bekommen

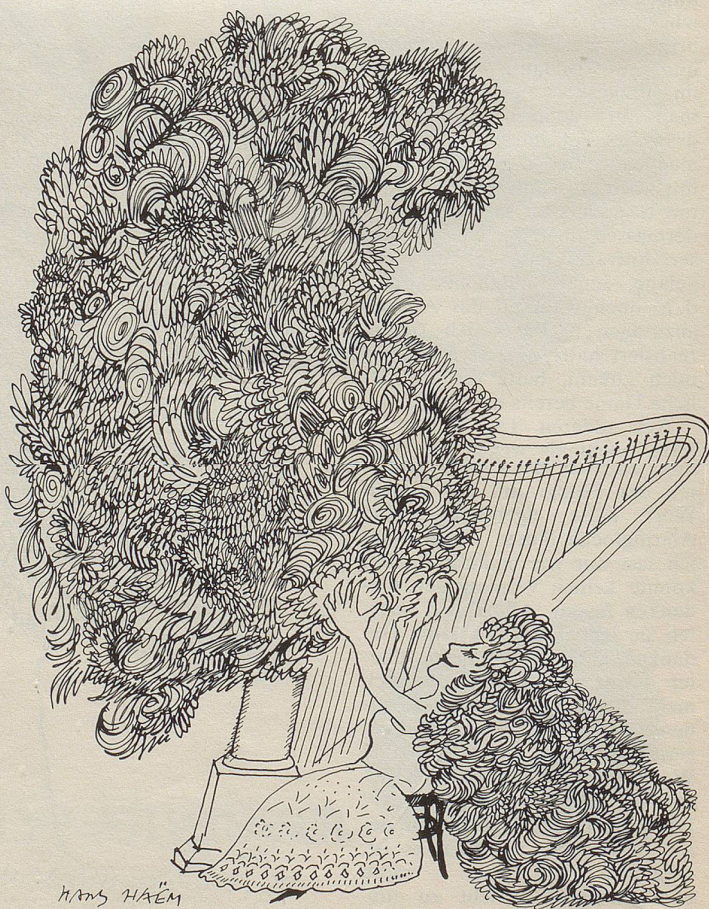


WAS MAN IM HERBST IM TESSIN ERLEBEN KANN:

- WANDERN UND KUNSTRUNDWANDERN
- MUSIKFESTWOCHEN BESUCHEN
- AUSSTELLUNGEN ANSCHAUEN, Z. B. (NAIVE KÜNSTLER), LUGANO
- WINZERFEST MIT GROSSEM UNTERGARTEN 2./3. OKTOBER IN LUGANO
- SPEZIALARRANGEMENTS FÜR HERBST UND WINTER BUCHEN
- AN SENIOREN-, HOBBY-, SPORT- ODER REGENERIERUNGSWOCHEN TEILNEHMEN.

Verlangen Sie mit einer einfachen Postkarte unsere Prospekte!

ENTE TICINESE PER IL TURISMO 6501 BELLINZONA



habe. Ich traf auch den freundlichen Mann wieder, er erinnerte sich an mich und wollte wissen, ob es denn diesmal geklappt hätte. «Nicht ganz», erklärte ich ihm, «diesmal waren's bloss Galtensteine.»
Vrent

Der «Bünkerler»

Es mochte halb ein Uhr nachts sein, als ich das Lokal in der düsteren Gegend verliess und meinem Auto zustrebte. Zuerst fielen mir zwei umgestürzte Velos auf, dann erst bemerkte ich den alten Mann, der in unnatürlicher Stellung am Boden lag. Er hielt in der einen Hand einen Stock, die andere, die etwas verkrüppelt erschien, stützte sich hilflos unnütz auf die Strasse. Vom Kopf sah ich zuerst nur das weisse Haar, dann die kleine Stirnwunde. Zwischen den Lippen klebte der 2 cm lange Rest einer Brissago. Ich hob das halb über ihn gefallene Rad auf, dann parkierten glücklicherweise Freunde von mir gleich neben der Unfallstelle. Sie sprangen schnell aus dem Wagen, dann hoben wir gemeinsam den gestürzten alten Mann auf. Ob er schwer betrunken oder einfach gebrechlich und senil war, liess sich vorerst nicht feststellen. Er stand jedenfalls furchtbar wacklig auf seinen Beinen, von denen das rechte auch noch steif erschien. Ziemlich blöde stierte er vor sich hin und antwortete nur undeutlich auf unsere Fragen: woher und wohin. Etwas von «Bünkerler» wurde dann verständlich und die Freunde errieten daraus, dass er im nahegelegenen Nachtsyl für Asoziale, Einsame, eben dem «Bunker» wohnte. Dass dieser aber um elf Uhr nachts schliesse und dann keinen mehr hineinlasse.

Ein paar Passanten waren hinzugetreten, die auch aus der Gegend stammten; sie waren orientiert. Mein Bekannter eilte ins nächste noch offene Lokal, um die Polizei zu avisieren, damit der Unglücksrabe wenigstens auf der Wache ein Schlafquartier bekomme. Wir hatten ihn mit viel Zureden wenigstens auf eine Treppenstufe gesetzt, da er kaum mehr stehen konnte. Er brummelte, er habe nur «Kafi nature» gehabt, etwas anderes gäben «die» ihm sowieso nicht. Er sei nicht betrunken, sondern das komme alles von seinen Operationen, er sei zu früh aus dem Spital gelaufen, dort sei es ihm zu langweilig gewesen. «Cardia» habe er auch (dabei zeigte er auf seine Herzgegend), «das sei eine schlimme Sache», brörmelte es unverständlich und umständlich aus ihm heraus. Dann kam der Streifenwagen. Zwei recht grimmig dreinschauende Polizisten

erzählten, der sei ihnen gut bekannt, der sitze immer zu lange in den Beizen herum, bis es zu spät sei für sein Nachtquartier. Und dann hätten sie ihn auf dem Hals und davon hätten sie nachgerade genug.

Nach langem Hin und Her und Bitten unsererseits liessen sie sich brummend erweichen und der Alte kroch mehr als er ging, als er sich auf den Hintersitz des Polizeiwagens schleppete.

Beeindruckt von dem Vorfall fuhr ich heimwärts und fragte mich, warum eigentlich alte, pflegebedürftige Leute nachts von der Polizei abgeholt werden müssen. Haben solche Asozialen keine Verwandten, wollen die nichts mehr von ihnen wissen, oder umgekehrt? Hätte ich den alten Mann heimnehmen sollen? Mir war ein bisschen bange. Ich bin alleinstehend und habe ja keine Ahnung, was ich mir mit einem unbekanntem, kranken alten Mann aufhalse. Aber ein bisschen habe ich mich gefragt, wie weit wir es gebracht haben im Sozialstaat Schweiz. Sina

Haben wir Berner einen Komplex?

Es gibt eine Krankheit, die anscheinend nur Berner befällt, und zwar hauptsächlich solche, die in der Fremde wohnen, etwa in Zürich oder so. Ich weiss nicht, ob der Erreger ein Virus ist oder ein Bazillus, jedenfalls ist das Leiden teilweise ansteckend. Ganz im geheimen denke ich manchmal, es könnte bloss Dummheit sein – was ich jedoch als Bernerin ungern zugebe.

Also: gewisse Berner und Bernerinnen – in der Bundesstadt ist es hauptsächlich das Verkaufspersonal – dünken sich feiner, wenn sie in der Höflichkeitsform «Sie» brauchen, wie im Hochdeutschen oder wie die Zürcher. Das tönt dann etwa so: «Hei Sie guet gschlaffe?» Ich möchte dann jeweils am liebsten demonstrativ nach hinter mir stehenden Leuten Ausschau halten, für die ich die Frage offenbar beantworten soll. Denn das «sie» ist für uns Berner immer noch ausschliesslich dritte Person.

Korrekt heisst es natürlich: «Heit Dir guet gschlaffe?», wobei dieses «Dir» zweite Person Mehrzahl ist und nichts mit dem Dativ zu tun hat wie etwa im Satz «I ha dir geschter telefoniert». Ein von diesem Leiden geschlagener Berner erklärte mir kürzlich, man könne doch nicht jedem «dir» sagen. Wahrscheinlich übertrug er automatisch seine eigene Unfähigkeit, den Wem-vom Wem-Fall zu unterscheiden, auf seinen Gesprächspartner.

Eigenartig ist nur, dass Zür-

cher, die in Bern wohnen, von dieser Krankheit verschont werden. Sie bleiben schön weiter beim «Händ Sie guet gschlaffe?» (Rächt hei sie!) Wir Berner müssen also wohl irgendwo einen Komplex haben.

Wieso übrigens das «Sie» als Höflichkeitsform soviel nöbler sein soll, darauf habe ich auch nach angestrengtestem Nachdenken keine Antwort gefunden. Schliesslich braucht auch das Französische als anerkannt elegante Sprache immer noch «vous», weshalb wir Berner uns eigentlich in bester Gesellschaft fühlen dürften.

In das gleiche Kapitel gehört übrigens auch das «schmöcke», welches in Bern seit alten Zeiten auf die Nase bezogen wird und nicht auf den Gaumen wie im Hochdeutschen «schmecken». Nicht wahr, es tönt doch wirklich etwas befremdlich, wenn die Gastgeberin während dem Essen fragt: «Schmöckt Euch das Gulasch?» Es dünkt mich vielleicht gut, oder das Gulasch «schmöckt» eventuell sogar gut, aber ganz bestimmt «schmöckt» es nicht mir! Auch im Hochdeutschen kann mir nichts riechen, sondern ich rieche höchstens etwas. Diese überkandidelte Frage hat daneben noch einen eher appetit-

dämpfenden Beiklang; sagt man doch manchmal von Fleisch, das nicht mehr ganz frisch ist, «es schmöckt scho chli!» In Zukunft also lieber wieder: «Dünkt Euch das Gulasch guet?», worauf der Gast auch ohne Hintergedanken antworten kann.

Es gibt sicher wichtigere Probleme als ein astreines Berndeutsch. Eine Sprache ist zudem etwas Lebendiges und wandelt sich ständig. Wörter und Redewendungen, die früher gang und gäbe waren, werden heute kaum mehr gebraucht. Aber gegen ein blosses Verhunzen der Sprache lege ich entschieden mein Veto ein! (Leider wird es wohl nicht viel nützen, da die Dummen bekanntlich nie aussterben...)
Ursula

Zuschriften für die Frauenseite sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion der Frauenseite, Nebelspalter, 9400 Rorschach. Nichtverwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigelegt ist. Manuskripte sollen 1½ Seiten Maschinenschrift mit Normalschaltung nicht übersteigen, und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskripts.

